

Alpsegen, saftwurzlicher Urner Dialekt und Jazzimprovisation

Die Sprechoper «Ds Gräis» in der Zürcher Gessnerallee

Eine Urner Sage, umgebaut zu einer faszinierenden Sprechoper: Jazzmusiker und Urner Laiendarsteller erzählen die Geschichte des Seuchenungeheuers Gräis. Ein mitreisender Abend in der Gessnerallee.

VON BENEDIKT SCHERER

Das erste Bild täuscht. Es würde als Verpackungssujet für Schweizer Milchschokolade taugen. Die Bergzacken glühen, und der Hirt in den schweren Bergschuhen (Toni Huber-Albrecht) jöhlt den Alpsegen durch seinen Trichter, hinweg über Wiesen, Felder und Matten, hinweg über Auen und Täler sowie die Heimat insgesamt. Doch die Idylle ist nur eine scheinbare.

Noldi, der Sennenbub (Stefan Gisler), hat nichts übrig für Volkstümliches und Bergromantik, er ist ungebärdig, unzuverlässig, und er hat krauses Zeug im Kopf. Das sieht man einerseits an seiner blauen Baseball-Kappe, andererseits daran, dass er sich in ein Schaf vergafft, was ein Hirt bekanntlich nicht tun sollte. Das geht so weit, dass er sein Lieblingstier einer kirchlichen Taufe unterzieht, mit Utensilien, die er aus der Kirche im Tal geklaut hat.

Zug ins Abstrakte

Das ist zuviel Sünde auf einmal, und das Gräis, das sagenhafte Urner Seuchenungeheuer, beginnt sein Unwesen zu treiben, indem es den Frevler samt seiner Alp auslöscht. Taugt aber schon der Sagenstoff

nicht zur Präsentation eines folkloristischen Ideals, so diese ganze Inszenierung (Regie Gian Gianotti) noch viel weniger. Zwar sind die Kostüme heimatkundlich regelrecht gefertigt, zwar ertönt der Urner Dialekt in seiner saftwurzlichen Kraft und Pracht, doch das Bühnenbild (Hans Gloor) und das Lichtdesign (Rolf Derrer) weisen deutlich ins Abstrakte. Schräg ansteigende, rostige Metallplatten, die dröhnend widerhallen, wenn sich die schwer beschuhten Attinghauser darauf bewegen – das sind hier die Alpmatten, und ob man gerade auf dem Dorfplatz weilt oder vor der Alphütte, das ist nur an der Beleuchtung und an spärlichen Requisiten zu erkennen.

Was das Volkstheatralische definitiv bricht, das ist die Musik (Christoph Baumann), das ist die spannungsreiche Ver-

zahnung von Sprache und Ton, von Dialekt und Jazzimprovisation, von Figurenbewegung und avancierter Kammermusik, von Peripetie und Klanggewitter. Eine vorzügliche siebenköpfige Band macht die Produktion, die im Frühling in Aldorf uraufgeführt wurde und zu der Franz Xaver Nager das Libretto beige-steuert hat, zu dem, was sie sein will, nämlich zu einer «Sprechoper», zu einem «Gesamtkunstwerk».

Ein Paarlauf

Die ganze Handlung, die Interpretation des Sagenstoffes als Begegnung von Jung und Alt, von Tradition und Fortschritt, von Abwehr und Aufbruch, das ist nur etwas Sekundäres. Es kommt auf das einzelne Bild an, nicht auf den Span-

nungsbogen. Entscheidend ist die Stimmung, der Ton, das Gefühl. Wenn die Mächtigen im Dorf eine Ansprache voller Pathos halten und gleichzeitig von frechen Jazzimprovisationen begleitet werden, so leistet die Musik einen subversiven Akt; die Leere des Gesagten wird dann deutlich.

Der Paarlauf von Ton und Musik macht, dass der Abend jederzeit intensiv und nie langweilig wirkt; er macht auch, dass der Abend nie in Folklore ausartet. Mit einem solchen Konzept darf man es wagen, mit einem Alpsegen wie aus dem Fremdenverkehrsprospekt zu beginnen; der Rest der Inszenierung zeigt, wie der Anfang gemeint ist.

Weitere Aufführungen in der Gessnerallee: Sa, 9. 11., 20 Uhr; So, 10. 11., 17 Uhr.

Tagi, 9. Nov. 1996